Ein heiliger Abend

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 51

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648401

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Oskar Seidlin, Pedronis muß geholfen werden. Buchschmuck von F. Hoffmann. Leinen Fr. 6.—.

In schlichter, von innerer Wärme durchleuchteter Sprache erzählt der Verfasser die Not einer wandernden Schauspielertruppe, schildert er ergreifend ihre gütige Sorge um den alten Beppo, das erkrankte Pferd, und zeichnet er in klaren Strichen ihre redliche Arbeit und ihr Zusammenhalten in der Not. Wie dann die Waldwylerkinder unter der Leitung der beiden kleinen, tapferen Anführer Rix und Liseli und mit Hilfe des märchenhaft auftauchenden amerikanischen Gönners Pedronis wirklich helfen, ist, durch den geschickten Illustrator trefflich unterstützt, herzlich und anschaulich geschildert. H. H.

Helene Christaller, Peterchen. Eine Geschichte für Kinderfreunde. Volksausgabe. Verlag Fr. Reinhardt, Basel. Leinen Fr. 4.75.

Es ist zu begrüßen, daß dieser feinnervige Kinderroman — er ist für kinderliebende Erwachsene und nicht für Kinder geschrieben — in einer so flotten und billigen Ausgabe erscheint.

Gedanken von Rudolf von Tavel. Aus Werk und Werkstatt des Erzählers. Zusammengestellt von Adele von Tavel. Vorwort von Prof. Dr. Max Huber. Geschenkausgabe Fr. 5.50.

Die Gattin des unvergeßlichen Berner Dichters und Denkers macht mit diesem vornehm ausgestatteten Erinnerungsbüchlein allen Verehrern der von Tavel'schen Erzählkunst ein freundliches Weihnachtsgeschenk. Diese finden hier alle die Stellen aus Tavels Bücher wieder, die sie seinerzeit erfreut und erquickt haben: poetische und gedankentiefe Aussprüche über die Heimat, die Natur, über Gott und Menschentum. Dazu Gedanken, die der Dichter in Notizen seines Nachlasses niedergelegt hatte und die hier erstmals gedruckt wurden. H. B.

„O mein Heimatland". Chronik für schweizerische Kunst und Literatur pro 1938. Herausg. und verlegt von Dr. Gustav Grunau, Bern. Fr. 6.—.

Wie die Reiterfigur auf dem Umschlag verrät, kommt das Zürcher Waldmann-Denkmal-Problem im diesjährigen „O mein Heimatland"-Jahrbuch zur Sprache. Dr. Hans Bloesch untersucht die Frage mit dem ihm eigenen scharfen Blick und Einfühlungsvermögen und kommt zum Schlusse, daß die Zürcher recht beraten waren, als sie dem Bildhauer — Hermann Haller — Gefolgschaft leisteten. Die dem Aufsatz beigegebenen Illustrationen überzeugen, was den Standort und das Architektonische anlangt, aber vielleicht weniger in Hinsicht auf die Reiterfigur selber. Das Thema Hans Waldmann spinnt dann Paul Bösch in den obligaten 12 Monatsbildern weiter, indem er Szenen und Situationen aus des großen Zürcher Staatsmannes Leben mit Stift und Pinsel darstellt. Zu korrigieren wäre die Legende des Februar-Bildes: in Blickensdorf im Kt. Zug, nicht in Bassersdorf bei Winterthur wuchs der Kleine auf. Ueber zwei andere Zürcher Kunstwerke, die die Oeffentlichkeit kürzlich beschäftigten, über die Mosaikbilder von Paul Bodmer — im Verwaltungsgebäude der Neumühle — und von Karl Hügin — im Durchgang des Verwaltungsgebäudes „Walchetor" — referiert Dr. Ed. Briner.

Aber auch Berner Künstler kommen — neben dem Basler Ammann, dem Winterthurer H. Schoellhorn und Reinhold Kündig, Horgen — zur Geltung; so Fred Hopf, Thun, Bildhauer Et. Perincioli und ganz besonders Paul Kunz, dessen Steinfiguren auf dem südlichen Lorrainebrückenkopf uns seit Jahresfrist täglich erfreuen. Aufschlußreich ist der Artikel von Dr. Vital über die Beteiligung der Schweizer Künstler an der Pariser Weltausstellung.

Belletristische Beiträge haben dem Jahrbuch Hermann Hesse, Paul Ilg, Jos. Reinhart geliefert, während W. Adrian sich zum Thema Sprachenfrage in der Schweiz äußert und Herm. Aellen dem Jubilar Alfred Huggenberger einen beschwingten Aufsatz widmet.

Ueber die sonstige glänzende Ausstattung dieses 26. Jahrganges noch Worte zu verlieren, hieße dutzendmal Gesagtes wiederholen. H. B.

Ein heiliger Abend

Von Josef Reinhart

Gestern, am heiligen Abend, hätte ich nicht gedacht, daß ich diese Zeilen heute beim Knistern des Weihnachtsbaumes schreiben würde. Ich war eben wieder einmal in einer Stimmung, die ich grau und gräulich nennen muß.

So saß ich am Abend im Bergwirtshaus in meiner Kammer neben der Schulstube und sah durchs Fenster an den Berg hinüber, der dem engen Juratal den Blick in die Ebene raubt; er stand heute mit seiner krummen Felsenkappe und dem schwarzen Tannenmantel fast drohend über den paar Sennhütten.

Der Briefträger hatte um fünf Uhr die Post aus dem hintern Tal heraufgebracht. Eine Karte von der Mutter daheim war beim Tagblatt: „Was ist das? Kommst du nicht? Der Vater säh' es nicht gern, wenn er allein mit mir bei der Lampe sitzen müßt. Und er wäre imstand und ließe den Baum im Holzschopf stehen, den er am Donnerstag selber heimgebracht. Aber wie du willst", — der Schluß war kurz und sagte viel.—

Ich hatte mir vorgenommen, nicht hinunter zu gehen über Weihnachten. Der Disput mit dem Vater stach mir noch wie ein Dorn in der Seele. „Es nimmt mich wunder", hatte er gesagt, „was noch kommt! Heute gilt kein Sonntag mehr und das Heiligste nicht. Wenigstens am Weihnachtstag könnt man's ohne Schneebrett machen." Wir waren am Sonntag mit kurzem Gruß auseinandergegangen. Warum ich nicht heim wollte über Weihnachten? Im Grunde genommen hätt' ich es selber nicht gewußt. Die verfluchte Trägheit, die lastete gestern wieder drückend auf mir: Das Hocken, Döfen, oder dumpf an die Bergwand schauen! Ja, morgen dann, wenn's aufgehört zu schneien, am Feiertag mit den Brettern hinaus und hinan: Einzige Lust, im Rausch hinab!

So war's gestern abend wieder! Nur nicht an die Menschen denken, an nichts mehr rühren! Warum? Nochmals warum! War das wieder eine Woche gewesen! Die Kinder am Morgen aus der Schule gelaufen: Hast mich gesehen! ohne Gruß! Am Mittag die Zeugnisse zurück für die Stelle in der Stadt. Ja, die Stadt! Theater, Musik! Aber hier oben: Ohne den Berg, den Wald, den Schnee, wer hielte das aus?

Am Abend nach dem Essen in der Gaststube kam die Wirtin, Frau Kammermann, mit dem dreijährigen Olgeli: ob ich es nicht das Christkindlied lehren wollte. Olgeli muß es für die Großeltern auf Geratewohl bereit halten, damit es vor dem Baum einen großen Batzen verdienen kann! Die Wirtsfrau hatte nicht Zeit; sie mußte den Pfeffer bereit machen für die Jagdmannen, die ohne Patent das Reh erlegt im Schyterwald. Ich hätte auch mithalten dürfen, um den Gotteswillen. Aber ich zog mich auf die Kammer zurück, nahm die Zeitung vor. Ist das eine Weihnachtsstimmung! Auf der ersten Seite ein frommer Spruch: Friede auf Erden, dann die Nachrichten aus der großen Welt: Ueberall Mißtrauen, Eigennutz, Vergewaltigung, hohle Versprechen, Verstellung! Und heute ist Christnacht! Woran soll ein junger Mensch noch glauben, der einst die Iphigenie gelesen, den Nathan? Tolstoi? Wo ist eure Christusliebe? Eure Duldung, wo?

Aus meinen trüben Gedanken weckte mich — es mochte neun Uhr sein — der Lärm der Gäste unten in der Stube. Durch die hölzernen Wände herauf drangen Fetzen von Flüchen, von breitem Gelächter begleitet. Ich hörte, daß sie von ihrer Rehbockgeschichte sprachen; der Wein hatte ihnen die Zunge gelöst. Zu fürchten war ja kein Lauscher hier oben im Bergtal. Aber auf einmal klopfte es mit einem Stock an der Decke unter mir. „Herr Lehrer!" rief es. Sonst hieß es nur „Schulmeister!". Mein Mißmut trieb mich hinunter. Als ich in die Gaststube trat, hob mir einer, der Senn vom Hinterberg, das Glas entgegen. Sie waren beim Flaschenwein angelangt! Rasch hatte die Wirtin für mich ein Stehglas gefüllt. Ich wußte nicht, was auf einmal mir so viel Freundlichkeit eingebracht, bis ich die Ursache erkannte: der Rehbock. Es war einem in den Sinn gekommen, daß ich die

unsaubere Geschichte kannte. „Trinkt, Herr Lehrer! Gesundheit, Herr Lehrer!“ Und dann ging ein Rühmen los; wie die Kinder daheim von ihrem Lehrer schöne heilige Verschen gelernt, die sie morgen am Christbaum aufsagen werden.

„Ja, das ist halt die Hauptsache, wenn ein Lehrer noch Religion hat, und wer an Weihnachten das nicht spürt, der ist für ewig und immer verloren!“

„Gesundheit, Herr Lehrer, sauf, Cornel!“ Mir wurde heiß um diesen Ofen herum. Wenn ich's nicht gewußt hätte! Auch die Wirtin tat das ihre; sie redete sich wahrhaftig in Tränen hinein, als sie von ihrem Manne selig anfing: wie sie mit ihm jeden Weihnachtsabend den glorreichen Rosenkranz gebetet. Jetzt sei alles vorbei. Der Melcher mit dem roten Stachelschnauz drückte ein Auge zusammen und grinste nach mir herüber: „Da wär Einer, der schon hülfe!“ Alle brachen in ein Gelächter aus. Sie hatten den Witz verstanden.

Jetzt war die Zeit für die zotigen Witze gekommen. Die Wirtin wehrte zwar immer einmal wieder: „Nein aber, wenn ihr so wollt! Aber nein auch! Schäm dich, Melcher!“ Ich bemerkte wohl, daß sie bei jeder Lachsalve rasch mit der feisten Grübchenhand den Gutter umfaßte und die Gläser füllte. Ich schob das Glas zurück; ich faßte Atem; aber sagen konnte ich nichts. In Wahrheit hatte ich eine Art von Genugtuung: das sind die Menschen, so sind sie! Weihnacht! Einer drehte das Radio an. Der Hinterbergler winkte: „Fahr ab: Ich mag das nicht, von da draußen, von Bern gar nicht! Wenn die da drunten nur alle die Sucht bekämen, sie lassen einen da auf den Höfen noch kaputt gehen, die Herren!“

Die Wirtin drehte zurück, sodaß man die Witze wieder vernahm und dazu die Kitzelmelodie eines Schlagers von irgendwo aus der weiten Welt. Der Melcher schoß auf, wischte mit dem Aermel über den Mund und riß die Wirtin vom Stuhle.

„Nein, du, Melcher! Am heiligen Abend! Herr Lehrer, helft mir“. keifte sie. Aber sie fuhr mit ihm herum zwischen Stühlen und Tischen.

In diesem Augenblick — die Uhr schlug eben zehn — starrten alle vom Tisch durch das Fenster in die Nacht hinaus. Es hatte mit einem Stock dreimal an die Scheibe geklopft und draußen hob ein Arm eine brennende Laterne gegen das Fenster.

Am Wirtstisch erhoben sich alle, und gegen das Fenster drängten sie. Was bot sich unsern Blicken für ein seltsames Bild! Wahrhaftig, das heilige Paar!

Mit offenem Munde, mit hängendem Kinn, mit großen, aufgerissenen Augen, mit angehaltenem Atem glotzte jedes hinaus.

Die Wirtin fuhr zurück mit abwehrenden Händen: „Jesus Maria!“ Draußen stand wahrhaftig das heilige Paar, der Josef unter der braunen Mantelkapuze hervor, stützte die Maria, die unter ihrem Kopftuche mit sorgendem Gesicht auf ein etwas herab sich beugte, das sie in den Armen hielt. Im Schein der Laterne, die der Josef nach dem Kinde hob, glitzerten die schräg vom Wind getriebenen Schneeflocken, und das Auf und Nieder des Flämmchens in der Laterne, das Flackern verlieh dem Licht und Schatten auf den beiden Gestalten ein zitternd ängstliches Weben. Da trat der Josef auf die Türe zu, ohne daß eines von uns im Schauer des Ungewohnten von der Erstarrung sich gelöst hätte. Ich öffnete die Stubentüre, drehte das Licht an im Hausgang, und jetzt, was sah ich? Unter der Kapuze erkannte ich den jungen Arzt aus dem Dorfe drunten vor dem Berg.

Ich möchte sagen, ein Aufatmen ging durch die Stube, als der Doktor seine Kapuze vom Kopfe schob und man inne wurde, daß die Erscheinung nur eine durch die heilige Nacht hervorgerufene Täuschung gewesen. Der Doktor führte eine gewöhnliche Frau herein; es war die Hebamme des Dorfes. Aber zum Aufatmen und zur Erholung vom heiligen Schrecken war nicht lange Zeit, nicht einmal dazu, daß man einander zulächelte. Es wies sich, daß der Doktor mit der Hebamme in dieser Nacht auf einem Berghof hinten im engen Tal einer Frau zu Hilfe geeilt war und daß er jetzt, nach der Unbill des Weges und des Schnees, hier im Wirtshause für seine Begleiterin eine Stärkung suchte.

Aus dem Wollenbündel, das die Erschöpfte auf der Bank im Dunkeln in den Armen behielt, vernahm man ein fadendünnes Winseln, nicht eben dem Stöhnen eines kleinen Kindes ähnlich, vielmehr an das Piepsen eines hilflosen Vogels erinnernd. Wir vernahmen denn aus kurzen, rasch der Wirtin mit halber Stimme hingeworfenen Worten, daß die Hebamme ein Frühkind zu Tale trage, das heute noch im Säuglingsheim der Stadt versorgt werden müsse, wenn man es am Leben behalten wolle. Das Piepsen des schwachen Lebens war so seltsam, wie aus fernen Tiefen dringend, daß man allen Witz und allen Spott des Abends vergaß. Die Hebamme, selber der Hilfe bedürftig, ließ kein Auge von dem Würmlein, das sie nach und nach der Hüllen entledigte, sodaß man ein zwetschgenblaues Fleischklümpchen sah, das, von einem innern Drang bewegt, mit winseligen Zuckungen nach einem Etwas hin sich mühte. das über ihm schwebte.

Während die Wirtin, selber seufzend, ab und zu ging, suchte jeder der Gäste hier in der schmutzig schwülen Stube etwas zu unternehmen, das wie eine Entschuldigung gelten sollte. nachdem man staunend — scheu einen Blick auf dieses schwache Gottespflänzchen hinab getan. Der Hinterbergsenn rückte die Flaschen auf dem Tisch weithin nach der Ecke, der Melcher schnäuzte sich umständlich mit einem Taschentuch, dessen Farbe in der Hülle seiner großen Fäuste unkenntlich war. Der alte Cornel setzte hastig die Pelzmütze auf und machte sich, wie von einer Angst getrieben, davon. Ich hatte den jungen Arzt auf der Schule noch in seinen bunten Farben gesehen, und, um meine Scham zu maskieren, räusperte ich mich an ihn heran, beugte mich über das Wesen, zuckte vielwissend die Achsel und versetzte:

„Ein Frühkind, hm! Sehr wahrscheinlich verlorener Posten!“ Der Doktor hatte eben die nußgroßen Händchen mit einem Wattenbäuschchen sorgsam eingehüllt: er sah in seiner Arbeit nicht auf; aber der fast barsche Bescheid machte mich selber schweigsam:

„Verlorener Posten? Was heißt das? Wer kann das sagen?“ Nachdem die Wehfrau aus einer von der Wirtin hingehaltenen Tasse sich etwas gestärkt hatte. fragte der Arzt nach ihrem Befinden. Er drängte. mit einem Blick nach dem Kinde. das wieder tief in Watte und Wollentücher eingehüllt war: „Wir möchten auf dem kürzesten Weg hinab.“

Jetzt waren zwei für einen bereit. der Hinterbergsenn und der Melcher. Und die Wirtin sagte: „Am kürzesten geht's die Schlucht hinunter; aber jetzt in der Nacht. — es hat geschneit — und der Bach!“ Sie tat einen besorgten Blick nach der Wehfrau:

„Wollt ihr nicht lieber hier übernachten. Hebamme? Es ist eine grüsline Sach jetzt. es ist mir Angst!“ Aber die Hebamme hielt das Kind fest in den Armen. stand auf und tat einen Schritt nach der Türe. ungerührt vom Jammern der Wirtin. Alles war bereit. mitzugehen: helfen. helfen! Es war. als ob jeder gutmachen wollte. jetzt. da etwas von dieser heiligen Sorge des Doktors und der Wehfrau über uns gekommen war. Die Wirtin kam mit erhobenen Händen bis weit in den Schnee hinaus: „Jesus Maria!. wenn doch nur alles gut geht! Gebt auch acht, gelt. ihr Mannen!“ Sie schoß ins Haus und kam mit einem Schal zurück, den sie der Hebamme besorgt um die Schultern legen wollte. „So geht in Gottesnamen!“ rief sie uns nach und blieb mit gefalteten Händen im Schneefeld stehen. Keiner gab Bescheid. weder der Melcher mit seiner langen Stange. noch der Hinterbergler mit seinem Brettstück unter dem Arm. So bewegte sich nun der Zug vom Wirtshaus abwärts der Schlucht zu. auf dem Pfade. der bei trockenem Wetter neben dem Bach zu Tale führt. Jetzt aber hörte man das wilde Rauschen aus der Finsternis herauf. Bald zeigte es sich. daß man besser getan hätte, den großen Umweg das Zwischental hinaus nach der Bergstraße zu machen; das Wasser hatte mit Steinen und Geröll alle Wegesrichtung verschüttet und zerrissen.

Fortsetzung Seite 11 6[3]

Weihnachtswald

Von Hilde Bergmann.

O Weihnachtswald! In weißem Schweigen hält
Dein Arm die Last von Schnee dem Himmel hin.
Du wartest auf die Weisen aus dem Zelt,
Wenn sie von Bethlehem vorüber ziehn.
Sie haben Weihrauch mit und goldnen Schrein
Und tragen Königskleid und Prunkgewand.
Steil steigt der Duft von ihren Spezerein
In das von Rauhreif überzogne Land.

Doch bist du selbst ein König auch und fromm,
Aus Hermelin dein Mantel, weiß dein Bart,
Und hast schon lang dem Kinde zum Willkomm,
Was dir der Herbst bescherte, aufgespart:
Den Mistelzweig, geheimer Kräfte schwer,
Holunderbeeren, leichten Vogelflaum.
Allein am Ende gibst du frohen Herzens mehr:
Du schenkst dich selbst in jedem Weihnachtsbaum.

Aus „Zünd Lichter an." Kristall-Verlag, Wien.

Anfangs kamen wir leidlich vorwärts, wo der Bach noch schwächer gehaust hatte und neben sich noch dem Fuße Raum gab. Aber so schon war der Abstieg erschwert, da von den herabhängenden, schneeschweren Tannästen bei jeder Berührung stäubende Schollen herabkollerten. Der Doktor mußte die Wehfrau stützen und zugleich mit dem Mantel das Kindlein decken. Einmal blieb er stehen und rief in befehlendem Tone: „Hebamme, gebt mir jetzt das Kind!" Er wollte das Klümpchen fassen. Aber die Hebamme drückte es nur fester an sich und schüttelte den Kopf: „Laßt mir's, das ist meine Sache!" Der Doktor mußte sie gewähren lassen. Er stützte sie, mehr im Wasser watend, als auf dem Trockenen gehend, um ihren schweren Gang zu sichern. Mit meiner Taschenlampe suchte ich fast Stein um Stein ab, der dem Fuße Festigkeit verhieß, und jedesmal, wenn ich den Nachfolgenden wieder einen Block gesichert hatte, verspürte ich auch meine wachsende Sicherheit. „Acht geben jetzt! So, ich halt den Ast!" Sonst hörte man kein Wort. Sorgsam tastend ging es Schritt für Schritt der Tiefe zu.

„Wir können das Brettstück und die Stange schon noch brauchen", rief der Melcher hinter mir nach dem Sennen zurück, „da unten nach dem großen Rank um den Felsen macht es verteufelt wüst!"

Richtig, jetzt ging es nicht mehr in der Bachrinne; das Wasser gischtete mannshoch die Böschung hinauf.

„Aber wie kommen wir durch das Wasser?" „Gebt jetzt das Brettstück!" Der Senn legte es über den Bach, der Melcher sprang hinüber, um es auf der andern Seite festzuhalten. Aber die Frau schüttelte den Kopf und atmete verzweifelt: „So kommt keins hindurch."

Da sprang der Senn in den Bach hinaus, stand und sperrte, bis über die Knie im schäumenden Wasser und hielt mit beiden Händen den Bretterstieg fest. So durfte der Arzt mit leisem Zuspruch die Frau hinüberführen. Der Senn stand im Bach, ein wenig vorgebeugt, den Kopf zur Seite geneigt; ich sah, wie die lang herabhängenden Augenbrauen zitterten.

Aber jetzt, das Schwerste kam noch: um einen Felsenkopf herum wand sich der Pfad, der plötzlich steil abfallenden Bachschlucht ausweichend. Dieser Pfad war vom herabtropfenden Wasser ganz vereist unter dem heute gefallenen Neuschnee.

„Wären wir doch zurück! Es ist verrückt so, gelt Hebamme", brummte der Doktor. Aber er lachte ermunternd und tat einen Blick nach dem wimmernden kleinen Menschenwesen in ihrer Umhüllung.

„Wartet!" rief der Senn, „Melcher, wir müssen erst Weg machen, sonst glischt noch eines aus und da hinab! Nur ein wenig Geduld, Herr Doktor, Frau!" Er holte ein paar spitze Steine aus dem Wasser herauf, und während wir mit den Laternen leuchteten, pickten der Senn und der Melcher das Eis vom Pfade. Es war seltsam zu hören aus dem Rauschen des nahen Wassers, das Pickeln in dieser Nacht. Kein Takt war darin. Denn des Melchers Schlag ging hastiger als der des Sennen. Im Scheine der Laterne bemerkte ich, wie der Knecht den rötlichen Schnurrbart unter die Zähne biß. Der Senne atmete einmal tief und sah zu uns zurück, die in der Biegung mit den Lichtern warteten. Ich schaute an die Uhr, elf, ja, horch, da tönten schwach vom Dorfe herauf die Glocken zur Christmesse, und ich vergaß darüber fast, die Uhr in die Tasche zu stecken; ich suchte den Blick des Doktors; aber er hörte über der wachenden Sorge um das Kind und die Frau die Glocken nicht, achtete auch meines suchenden Blickes nicht. Aber ich spürte in diesem Augenblick meine schwere Dumpfheit vom Herzen fallen, und ich hätte gerne mit einem Wort den Menschen um mich gedankt, dem Doktor, der Wehfrau und den Bergleuten.

Nun ging es leicht um den Felsen herum, da das Eis zerhackt war. Und der Weg führte nun, wenn auch verschneit, doch sichtbar in alten Spuren einer Tannenlehne entlang. „Ihr könnt jetzt zurückgehen, Leute", sagte der Doktor, sich nach uns wendend. Aber sie wollten bis auf die Straße hinab bei uns bleiben.

Eines hinter dem andern stapften wir nun der Tiefe zu, einmal blieben wir alle stehen, es war, um auf das Lebenszeichen des Kindes zu horchen, und wenn man wieder sein vogelfeines Stimmchen vernommen, ging es mutiger vorwärts. Immer wegsamer wurde der Pfad, bis die Lichter vom Dorfe herauf durch die Tannenstämme blitzten. Es waren nicht nur die Straßenlichter, man sah bald auch die Bäume vor den dunkeln Häusern im weißen Glanze, und auf den Straßen konnte man jetzt, da der Mond durch die Wolken schien, die von der Christmesse heimeilenden schwarzen Gruppen der Menschen sehen.

Unser Weg bog in die breite Talstraße ein. Wir hielten an, noch einmal schien jedes auf das bekannte Lebenszeichen des Kindes zu horchen. Der Arzt wandte sich zuerst zum Gehen. Er dankte, indem er jedem flüchtig die Hand reichte. Auch die Wehfrau dankte. Ich stutzte einen Augenblick lang; es zog mich, mit den beiden vollends ins Tal hinab zu steigen, ich weiß nicht, ob es Neugier auf des Kindes Ergehen war oder der Wunsch, den Meinen daheim noch gute Nacht zu sagen. Ich fand dann doch nicht den Mut, mich dem Doktor als Begleiter anzubieten und schloß mich meinen Berggesellen an.

Lange sagte keiner ein Wort die Straße hinauf. Einmal tat der Senn einen Fluch; aber ich fragte nicht nach der Ursache dieses Ausbruches. Als wir schon oben waren, blieb der Hinterbergsenn stehen, nahm die Tabakpfeife aus der Tasche, hielt sie in der Hand:

„Ja, ja, Schulmeister, für ein Unvernünftiges tät man das nicht!" Er steckte die Pfeife wieder sorgfältig in die Rocktasche und wandte sich rasch, als ob er eine versäumte Pflicht noch einholen müßte, seinem Hinterberghof zu.

Den Melcher hörte ich, als er schon auf seinem Heimwege war, noch mehrmals husten; richtig rief er etwas zurück.

„Ihr denn, gut Nacht und nichts für unguet, Lehrer!"

Ich wußte nicht, was er meinte damit. Die Wirtsfrau fand ich noch in der kalten Stube, sie legte hastig den Rosenkranz zur Seite, als ich eintrat. Sie war aufgeblieben und erkundigte sich nach allem einzelnen von unserer Talfahrt mit dem Kinde. Dann hängte sie den Rosenkranz fast behutsam an die Wand und sagte errötend: „Ich hab halt ein wenig beten müssen für das arme Christkind. Das walt Gott! Jetzt kann ich doch schlafen! Gut Nacht! Lehrer!"

Ich schlief noch lange nicht in meiner Kammer. Aber ich wünschte wach zu bleiben. Alles zitterte in meiner Seele, wie wenn ich in der Christmesse heilige Musik gehört hätte.

Am Morgen ging ich dann doch ins Tal nach Hause, denselben Weg, den wir in der Nacht gemacht.

Und daheim habe ich dies alles aufgeschrieben neben des Vaters Christbaum, der vom verbrannten Reisig duftete.

Vielleicht werde ich wieder einmal lesen, was ich hier aufgeschrieben.